

RECLAM 
Denkraum

Markus Rieger-Ladich

Das Privileg

Kampfvokabel und
Erkenntnisinstrument

RECLAM 
Denkraum

2022 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Umschlaggestaltung: Herr K | Jan Kermes
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Birkstraße 10, 25917 Leck
Printed in Germany 2022
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-011409-4

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de



Inhalt

- Warum gibt es dieses Buch? 9
- 1 Worum wird gestritten?** 13
- Brisante Kippeffekte 16
 - Verschiebung der Kräfteverhältnisse 19
 - Hegemoniale Kämpfe 21
 - Zwei unterschiedliche Lesarten 23
 - Zum Programm 27
- 2 Wie kam das Privileg in die Welt?** 29
- Probleme der Begriffsbestimmung 32
 - Das Alte Reich 33
 - Eine praktische Allzweckwaffe 37
 - Gesellschaftliche Ausdifferenzierung, steigende Komplexität 39
 - Der Charme der Geometrie 42
 - Die Französische Revolution und der Dritte Stand 46
 - Der Bürger blickt nach vorn 51
 - Reformbedarf in Preußen 54
 - Revolutionäre wider Willen 57
- 3 Wie funktioniert das Bildungsprivileg?** 60
- Prozesse sozialer Schließung 61
 - Helmut Schelsky ist besorgt 65
 - Ralf Dahrendorf meldet Zweifel an 67
 - Bringschuld und Holschuld 72
 - György Széll wirbt für Präzision 75
 - Eine Streitschrift aus Frankreich 79

Pierre Bourdieu besucht Internate	82
Krise der Reproduktionsstrategien	85
Dirigierungsfunktion und Eliminierungsfunktion	88
Fatale Selbstentwertung	90
Cooling out	93
Die USA und ihr Gründungsmythos	96
Talking Back	98
Permanente Wachsamkeit	101

4 Warum sprechen wir heute von Privilegien im Plural? 103

Doppelter Verrat	106
Das Combahee River Collective veröffentlicht ein Manifest	108
Schockwellen in der weißen feministischen Community	111
Peggy McIntosh blickt in den Spiegel	114
White Privilege	117
Ein unsichtbarer Rucksack	120
Die Gründungsurkunde	123
Ein vergiftetes Geschenk	127
Weißsein als Forschungsgegenstand	133
Doppeltes Bewusstsein	136
Mitgliedschaft im »weißen Club«	139

5 Was tun mit Privilegien? 144

Variante 1: Privilegien in Anspruch nehmen	149
Variante 2: Privilegien checken	152
Variante 3: Privilegien umverteilen	155
Variante 4: Privilegien verlernen	157
Variante 5: Privilegien bekämpfen	159
Einwände unterschiedlicher Art	161

Kritik am Privilegiencheck	162
Kritik an der Rede von Umverteilung	164
Kritik am Verlernen von Privilegien	166
Eklatanter Mangel an Theorie	167
Privileg als Erkenntnisinstrument	170
Horizontwahrnehmung	172
 Anmerkungen	 175
Dank	192

Warum gibt es dieses Buch?

Vor gut hundert Jahren, im April 1922, wurde meiner Großmutter ihr Abschlusszeugnis ausgehändigt. Josefine Imhof war »Jahrgang 09«, wie sie das nannte, wobei der Dialekt aus Unterfranken, ihrer Heimat, immer deutlich zu erkennen war. Sieben Jahre lang hatte sie die Volkshauptschule in Laufach besucht. Und das mit Erfolg: Ihr Zeugnis verzeichnete dreizehnmal die Bestnote; nur beim Singen musste sie sich mit einer Zwei begnügen.

Gleichwohl war dieses Zeugnis weitgehend wertlos. Es eröffnete meiner Großmutter keine nennenswerten beruflichen Perspektiven. Als Tochter eines Vaters, der sein Geld als Arbeiter in einer Metallfabrik verdiente, und einer Mutter, die sich um den Haushalt der sechsköpfigen Familie kümmerte, führte

ihr Weg direkt in eine Kleiderfabrik, wo im strengen Akkord gearbeitet wurde.

Dieser entkam sie erst, als sie von einer weithin angesehenen Familie als Dienstmädchen angestellt wurde. Es erfüllte sie mit großem Stolz, für die »Herrschaft« arbeiten zu dürfen. Wann immer sie von dieser Zeit erzählte, wurde deutlich, dass es einer Auszeichnung gleichkam, mit der Pflege der feinen Tischdecken betraut zu werden oder die Heißmangel zu bedienen.

Josefine Imhof wuchs in einer Welt auf, die von ausgeprägten Asymmetrien und Hierarchien strukturiert war. Es gab die »besseren Leut'«, und es gab die »einfachen Leut'«. Sich selbst zählte sie zu den Letzteren. An der Legitimität dieser Zweiteilung der Welt hatte sie nie Zweifel anklingen lassen. Weit davon entfernt, die ungleiche Verteilung von Kapital und Teilhabe, von Anerkennung und Lebenschancen zu kritisieren, genoss sie es, als Dienstmädchen Teil eines großbürgerlichen Haushaltes zu sein. Von der Aura dieser Familie, die sie ausgesprochen fair behandelte, strahlte etwas auf sie ab. So hat sie das wohl erlebt.

Für unsere Ohren klingen solche Schilderungen befremdlich. Es regt sich ein gewisses Unbehagen, wenn wir Erzählungen lauschen, nach denen manchen Personen mehr zustehen soll als anderen, wenn unterstellt wird, dass eine kleine Gruppe Anspruch auf eine Sonderbehandlung besitzt. Die Irritationen nehmen noch zu, wenn diese eigentümlichen Botschaften ausgerechnet von jenen verkündet werden, die selbst keinerlei Begehrlichkeiten erkennen lassen, die bereitwillig in die zweite Reihe treten und ihre Bestimmung in einer dienenden Funktion zu finden scheinen.

Auch wenn die extreme Ungleichverteilung von Ressourcen und Entwicklungsmöglichkeiten noch immer existiert, lässt sich doch beobachten, dass die Zustimmung zu den herrschenden Verhältnissen zunehmend aufgekündigt wird. Viele derer, die lange Zeit übervorteilt und für ihre »Bescheidenheit« ge-

schätzt wurden, erheben nun ihre Stimme, melden sich zu Wort und artikulieren ihren Unmut. Sie pochen darauf, endlich gehört zu werden und machen unbequeme Sachverhalte zum Gegenstand. Sie thematisieren Rassismus und Sexismus, weisen auf Antisemitismus und Islamfeindlichkeit hin, identifizieren Homosexuellen- und Transfeindlichkeit.

Eines der wirkungsvollsten Instrumente, auf das Aktivist:innen dabei zurückgreifen, ist der Begriff des Privilegs. Seit einigen Jahren prägt er politische Debatten, studentische Diskussionen und popkulturelle Kontexte. Kaum eine Zeitdiagnose kommt ohne ihn aus. Und das aus gutem Grund: Mit seiner Hilfe lassen sich gesellschaftliche Phänomene als Missstand markieren und skandalisieren. Ob es um ökonomische Ungleichheit, patriarchale Strukturen oder institutionelle Diskriminierung geht – in jedem Fall bietet sich eine Variante des Privilegienbegriffs an, um der jeweiligen Kritik Nachdruck zu verleihen. Auf diese Weise hat sich der Begriff des Privilegs zu einer populären Kampfvokabel entwickelt.

Und doch wird immer wieder einmal der Verdacht geäußert, es handele sich bei der Privilegienkritik um ein Projekt von Eliten: Jene, die bei den gesellschaftlichen Verteilungskämpfen zu den Verlierer:innen zählen, würden dabei geﬂissentlich übersehen. Ausgerechnet die Gruppe, die meine Großmutter zu den »einfachen Menschen« zählte, würde davon nicht profitieren. Ihre Interessen, heißt es, würden in den identitätspolitischen Debatten kaum gehört. Unvertraut mit dem akademisch geprägten Jargon, in dem diese Auseinandersetzungen geführt werden, würden sie ein weiteres Mal übergangen.

Diesem Verdacht will ich in meinem Buch nachgehen. Gerade weil ich die Kritik an Privilegien für unverzichtbar halte, müssen wir beobachten, wer dabei vergessen wird. Statt also die Privilegienkritik zu diskreditieren, gilt es, sie weiterzuentwickeln – und ihre Praxis auf den Prüfstand zu stellen. Dementsprechend richte ich das Augenmerk darauf, *wie* wir von

Privilegien sprechen: Wer wird dabei zum Gegenstand gemacht? Und wer nicht? Wessen Interessen werden dabei artikuliert? Und welche werden übersehen?

Wenn die Diskussion um Privilegien eine solche selbstkritische Wendung nimmt, ließe sich womöglich vermeiden, dass die Opfer von Armut und Ausgrenzung, von Diskriminierung und Anfeindung noch länger gegeneinander ausgespielt werden. Ich hoffe, dass mein Buch zu dieser Selbstverständigung einen Beitrag leistet. Dann hätte es seinen Zweck erfüllt.

Gewidmet sei es Josefine Imhof, meiner Großmutter. Sie hoffte immer auf Visitenkarten ihrer beiden studierenden Enkel, von meiner Schwester und mir. Sie hat es nicht mehr erlebt, als wir damit begannen, akademische Titel zu sammeln.

1 Worum wird gestritten?

Mitte der 1970er Jahre wähnt sich Jürgen Habermas im Bürgerkrieg. Der Frankfurter Philosoph, der zu jener Zeit am Max-Planck-Institut in Starnberg forscht, hatte zwar schon seine Ideen zur herrschaftsfreien Kommunikation lanciert, sich aber auch als streitbarer Zeitdiagnostiker mit präzisem Timing einen Namen gemacht. Als sich in der Wissenschaft die konservativen Kräfte sammeln und gegen den liberalen Zeitgeist Sturm laufen,¹ bezieht Habermas in einem Essay für den *Merkur* öffentlich Stellung, markiert seine Gegner. Und nennt die Namen derer, die sich gerieren, als wären sie an einer heftig umkämpften, »semantischen Bürgerkriegsfront« im Einsatz.²

Hans Maier, Helmut Schelsky und Hermann Lübke, namhaften Vertretern der Politikwissenschaft, Soziologie und

Philosophie, wirft er vor, sich in den Schützengraben begeben und das Visier heruntergeklappt zu haben. Die Objekte ihrer Attacken sind jedoch keine politischen Gegner oder missliebige Kollegen: Es sind Begriffe und Redewendungen, an denen sich ihr Unmut entzündet. Die Fachvertreter beklagen den Vormarsch sozialwissenschaftlicher Fachbegriffe und deren Einflussnahme auf die Umgangssprache. In besonderer Weise engagiert sich Helmut Schelsky. Der Bielefelder Soziologe sieht in der Rede von »struktureller Gewalt«, von »Emanzipation« und »Sozialisation« nichts Geringeres als eine ernst zu nehmende Gefahr für die Freiheit des Einzelnen: »Die Beherrschung durch Sprache scheint uns die vorläufig letzte Form der Versklavung von Menschen zu sein [...]. In der Herrschaft durch Sprache ist ein Herrschaftsgrad von Menschen über Menschen erreicht, demgegenüber physische Gewalt geradezu veraltet ist.«³

Eine ähnliche Kritik trug der Philosoph Robert Spaemann vor. Im Rahmen eines Münchner Kongresses, der im Herbst 1975 jene zusammenführte, die einem konservativen Weltbild wieder zur Geltung verhelfen wollten, sprach er über Emanzipation.⁴ Nach einer Erinnerung daran, dass es sich hierbei um einen Rechtsbegriff handelt, kam er auf dessen erstaunliche Karriere zu sprechen und den Bedeutungswandel, den dieser dabei erfahren habe. Bezeichne Emanzipation in der Sphäre des Rechts lediglich das Heraustreten aus der Gewalt des Vormunds, werde der Terminus in öffentlichen Debatten auf eigentümliche Weise überhöht: »Emanzipatorisch« habe die Nachfolge des Adjektivs »gut« angetreten und werde allenthalben dafür verwendet, Handlungen unterschiedlichster Art zu adeln. In den Adelsstand erhoben würden damit zugleich auch jene Berufsgruppen, welche die Verantwortung dafür reklamieren, andere – und eben nicht nur junge, schulpflichtige Menschen – aus dem Stand der Unmündigkeit herauszuführen. Die beliebte Rede von Emanzipation sei daher beileibe nicht so harmlos, wie es auf den ersten Blick scheine. Am stärksten profitiere von

dieser Mode eine linke Reflexionselite. Dieser Umstand sei nicht anders als paradox zu bezeichnen, insofern jene ihren herausgehobenen Status der Herabwürdigung genau jener sozialer Gruppen verdanke, die sie zu befreien vorgebe. Die »Emanzipationsideologie« zementiere also die Abhängigkeitsverhältnisse, die sie doch zu überwinden verspreche – so Spaemann.

Es sind solche Streitschriften, auf die Habermas mit seinem Essay reagiert. Dabei zeigt sich, dass der Frontverlauf nicht so eindeutig ist, wie dies auf den ersten Blick scheinen mag. Zunächst weist Habermas alle Anklänge an verschwörungstheoretische Erzählungen zurück. Schelskys Unterstellung, dass für den veränderten Sprachgebrauch ein kleiner Kreis linker Intellektueller verantwortlich sei, erklärt er für abwegig. Es sei nachgerade abenteuerlich anzunehmen, dass verdeckt operierende Akteure in Wissenschaft und Publizistik tätig seien und über die Etablierung eines sozialwissenschaftlichen Vokabulars die Hegemonie links-liberaler Eliten abzusichern suchten. Mit Blick auf die ungesteuerte Entwicklung der Sprache verweist Habermas das Bild einflussreicher »Drahtzieher« in den Bereich der Fantasie.

In einem anderen Punkt aber stimmt er Schelsky und Spaemann, Maier und Lübke zu. Auch Habermas attestiert Begriffen eine beträchtliche Wirkmacht und räumt ein, dass diese großen Einfluss auf unsere Vorstellungswelt wie auch auf die gesellschaftlichen Verhältnisse nehmen können. Beide Seiten teilen also die Einschätzung, dass gesellschaftliche Auseinandersetzungen häufig dadurch entschieden werden, dass es einer Seite gelinge, einflussreiche Begriffe zu besetzen, machtvoll Narrative zu etablieren und dadurch neue Vorstellungsräume zu eröffnen. Der Konflikt zwischen den unterschiedlichen Lagern entzündet sich somit weniger an der grundsätzlichen Frage nach der Macht von Sprache, sondern daran, wie semantische Innovationen zu bewerten seien: Im Unterschied zu den genannten Kollegen begrüßt Habermas die Tatsache,

dass nun vermehrt Begriffe wissenschaftlicher Diskurse in die Umgangssprache aufgenommen werden und diese zu verändern beginnen.

Brisante Kippeffekte

Was lässt nun die sozialwissenschaftlichen Begriffe aus Habermas' Perspektive so attraktiv erscheinen? Wie lässt sich erklären, dass ein überschaubares Set von Vokabeln die einen Versklavung fürchten lässt, während das Gegenüber beträchtliche Hoffnungen an sie knüpft?

Obwohl die neuen Begriffe aus unterschiedlichen Disziplinen stammen – Habermas nennt neben Soziologie und Geschichtswissenschaft auch Psychoanalyse und Evolutionstheorie –, weisen sie doch gemeinsame Merkmale auf. Charakteristisch für die Begriffe »Emanzipation«, »Sozialisation« und »strukturelle Gewalt« ist der Umstand, dass sie in der Lage sind, vertraute Sachverhalte zu befremden. Sie befähigen jene, die mit ihnen in Kontakt kommen, auf Distanz zu ihrem Alltag zu gehen. Anders formuliert: Das, was in der Vergangenheit kaum einmal zum Gegenstand von Auseinandersetzungen werden konnte, weil es im Kleid des Natürlichen und Vernünftigen auftrat, wird nun befragbar. Die Begriffe provozieren also die Frage danach, weshalb die gesellschaftlichen Verhältnisse so eingerichtet sind, wie sie es sind. Diese erscheinen nun – der Aura einer vernünftigen Ordnung beraubt – als kontingente Arrangements, mithin als gestalt- und veränderbar. Aus diesem Grund wirken die sozialwissenschaftlichen Begriffe selbst emanzipatorisch. Sie können als ein Gegengift zu jenem Fatalismus gelten, der in sozialen Milieus relativ weit verbreitet ist, die über keine nennenswerte gesellschaftliche Gestaltungskraft verfügen.⁵

Dieser Perspektivenwechsel, den Habermas als »Kippeffekt« bezeichnet, ist in seinen Folgen kaum zu überschätzen.

Er besitzt deshalb eine beträchtliche Sprengkraft, weil er maßgeblich dazu beiträgt, dass jene, die sich in der Vergangenheit meist nur als *Objekte* des gesellschaftlichen Wandels erlebt haben, sich nun als dessen *Subjekte* zu begreifen beginnen. Der neue »Typus von Wissen« (Habermas) löst sie aus dem Bann des Bestehenden und setzt sie dazu frei, sich – gemeinsam mit anderen – für eine vernünftige Neuorganisation der gesellschaftlichen Verhältnisse einzusetzen. Möglich wird dies, weil den Betroffenen das Wissen nicht äußerlich bleibt. Es ist geeignet, das »Selbstverständnis von Gruppen und Individuen« auf nachhaltige Weise zu verändern.⁶ Diese neue Form des Wissens versetzt die Betroffenen mithin in die Lage, nicht nur die eigenen Benachteiligungen und Ausgrenzungen zu erkennen, sondern sich auch mit anderen zusammenzuschließen und die Missstände zu problematisieren.

Am Beispiel der »Sozialisation« erläutert Habermas die Brisanz solcher Begriffe. Dieser sozialwissenschaftliche Terminus, der in den USA popularisiert wurde, illustriert den »Kipp-effekt« auf anschauliche Weise. Begreift man etwa Kindheit und Adoleszenz nicht länger als primär biologisch definierte Lebensalter, sondern als Effekt von Sozialisationsprozessen, weitet sich nicht nur der Blick.

In der Folge verändert das fragliche Phänomen selbst seine Gestalt. Werden Prozesse der Reifung ins Zentrum gerückt, stellen sich die Möglichkeiten der Einflussnahme als äußerst begrenzt dar. Das Aufwachsen erscheint dann als eine Lebensphase, die sich nach einem Drehbuch entfaltet, das von der Biologie geschrieben wird.⁷ Auch wenn die Erziehungsberechtigten ihren Einfluss geltend zu machen versuchen, sind ihnen doch weitgehend die Hände gebunden. Diese Perspektive ändert sich, sobald mit dem Einfluss von Sozialisationsprozessen gerechnet wird: Der Blick wird auf ein Kräftefeld individueller wie kollektiver Akteure gelenkt, innerhalb dessen Kinder und Jugendliche aufwachsen. »In dieser Perspektive erscheinen

plötzlich«, so Habermas, »Einrichtungen wie Familie, Schule, Betrieb, Funkanstalten als Agenturen, über welche die Gesellschaft die Motive und Fähigkeiten ihrer Mitglieder formt.«⁸ Das Aufwachsen gilt dann nicht länger als ein natürliches Geschehen, das allenfalls begleitet werden kann; es wird stattdessen als eine Lebensphase erkennbar, bei der mit gesellschaftlichen Prägekräften zu rechnen ist. Kindheit und Adoleszenz erscheinen nun als Knotenpunkte gesellschaftlicher Dominanzverhältnisse.

Durch den Rückgriff auf den Begriff der Sozialisation werden die Lebensalter entnaturalisiert und dekonstruiert.⁹ Zugleich vermag es dieser theoretische Zugriff, die Frage nach typischen Formen der Begünstigung wie auch der Benachteiligung aufzuwerfen: In der Folge wird es möglich, die Logik des Einzelfalls, die weitgehend blind ist für Strukturzusammenhänge, hinter sich zu lassen. Und über geschlechtsspezifische oder klassenspezifische Formen der Sozialisation nachzudenken – sowie über Praktiken der Diskriminierung, die damit eng verknüpft sind. Anders formuliert: Der Begriff der Sozialisation legt es nahe, die Frage des Aufwachsens als ein Politikum zu betrachten, das über den Bereich der Kernfamilie hinausweist. Mit ihm lassen sich simplifizierende Problemfassungen zurückweisen. Statt also noch länger die Naturalisierung sozialer Beziehungen zu betreiben, geraten durch den Begriff der Sozialisation Abhängigkeitsbeziehungen und Diskriminierungspraktiken in den Fokus.

Daran ist durchaus nicht jedem und jeder gelegen. Was Habermas – als Vertreter einer kritischen Gesellschaftstheorie – ausdrücklich begrüßt, wird von seinen Gegenspielern scharf kritisiert. Weil er den Status quo zu überwinden sucht, muss er an der Verbreitung von Begriffen interessiert sein, die die herrschende Ordnung als eine bloß kontingente erweisen. Habermas ist also an dem Nachweis gelegen, dass die sozialen Arrangements und symbolischen Ordnungen, welche die gesell-

schaftlichen Verhältnisse strukturieren, über keinerlei Rückhalt in den Dingen verfügen.¹⁰ Und so gerät auch der Status quo für diejenigen, die sich mit dem sozialwissenschaftlichen Vokabular vertraut gemacht haben, auf veränderte Weise in den Blick: Er gilt ihnen nicht länger als verlässlicher Ausdruck einer Ordnung, die eine höhere Form der Vernunft für sich in Anspruch nehmen kann, sondern lediglich als Anzeige der aktuellen Kräfteverhältnisse. Indem er illustriert, welche gesellschaftlichen Gruppen hegemoniale Positionen innehaben, geraten gesellschaftliche Antagonismen in den Blick, die nie vollständig überwunden, sondern nur verdrängt worden waren.

Verschiebung der Kräfteverhältnisse

Hält man sich nun vor Augen, was in den 1960er und 1970er Jahren in Bewegung gerät, welche Wirkungen Begriffe wie »Emanzipation« und »Sozialisation« besitzen, wird ersichtlich, weshalb dies von den Vertretern eines konservativen Weltbildes als Bedrohung wahrgenommen werden muss. Wenn Traditionen entwertet werden und überlieferten Ordnungen ihre Legitimität abgesprochen wird, wenn sich soziale Gruppen, denen in öffentlichen Debatten bislang kaum einmal Gehör geschenkt wurde, nun dazu ermächtigt sehen, ihre Stimme zu erheben und ihre Anliegen zu artikulieren, dann hat – so ihre berechtigte Sorge – nichts mehr dauerhaft Bestand. Alles kann nun befragt, alles kann zum Gegenstand der Kritik gemacht werden. Überlieferte Vorrechte können auf den Prüfstand gestellt werden, die Spielregeln öffentlicher Debatten genauso wie auch jene Agenturen, welche die Zuteilung sozialer Chancen vornehmen.

Ein Beispiel. Werden sozialisationstheoretische Konzepte auch in der Schulforschung aufgenommen, kippt sofort die Beweisspflicht: Dass Kinder aus der Arbeiterklasse ungleich selte-

ner das Gymnasium besuchen und sich im Anschluss für ein Studium entscheiden, wird dann genauso erklärungsbedürftig wie die Tatsache, dass hochqualifizierte Frauen in Ökonomie, Politik und Wissenschaft sehr viel seltener Führungspositionen bekleiden. Rückten Erklärungsversuche lange Zeit die Individuen in das Zentrum und machte diese für ihr Scheitern (mit-)verantwortlich, geraten nun sehr viel stärker Organisationen und Institutionen in den Blick. Sie sehen sich mit dem Verdacht der strukturellen Diskriminierung konfrontiert.¹¹ Robert Spaemann besaß ein feines Gespür für die drohende Verschiebung der Kräfteverhältnisse. Er wusste, was auf dem Spiel steht, sobald sich das Vokabular verändert: »Hinter dem Streit um Worte steckt ein Streit um Sachen. Andererseits gibt es die menschlichen Sachen nicht ohne die Worte, in denen sie sich ausdrücken. Deshalb muß man den Streit um die Worte ernst nehmen.«¹²

Mitte der 1970er Jahre spitzt sich also der Streit um die Deutungshoheit zu. Jürgen Habermas weiß sehr gut, dass mit Begriffen Geländegewinne erzielt werden können. Er hat ein großes Interesse daran, solche Begriffe zirkulieren zu lassen, die den gesellschaftlichen Aufbruch orchestrieren. Mit ihrer Hilfe wird es nicht nur möglich, repressive Verhältnisse zum Gegenstand zu machen, sondern auch den Personenkreis, der sich an deren Problematisierung beteiligt, zu erweitern. Eben dies versuchen seine Gegenspieler zu verhindern. Während etwa Helmut Schelsky schon Ende der 1950er Jahre die zunehmende soziale Mobilität beklagte,¹³ hatte Robert Spaemann eher den Kampf um Begriffe im Blick. Er suchte die herrschenden Verhältnisse – mit all ihren Ordnungen, Strukturen und Hierarchien – gegen die Kritik in Schutz zu nehmen.

Habermas hatte genau damit gerechnet. Ihm war bewusst, dass das neue Begriffsregister bei seinen politischen Gegnern heftige Reaktionen provozieren würde. Die »Erosion von Alltagsgewissheiten«¹⁴ werde bei manchen Verunsicherungen aus-

lösen, bei anderen Irritationen und Ressentiments. Dass er sich diesen gleichwohl mit erkennbarer Lust an der Auseinandersetzung entgegenstellt, mag auch damit zusammenhängen, dass ihm nicht entgangen war, dass die sozialwissenschaftlichen Begriffe bereits erste Wirkungen entfalteten. So registrierte der Vertreter der Frankfurter Schule eine »wachsende Kritikbereitschaft« in unterschiedlichsten Bereichen der Gesellschaft. Sie reiche, so seine Beobachtung, vom Bereich der Medizin über den des Rechts bis hin zum Bildungswesen: Patient:innen und Klient:innen wandten sich immer häufiger gegen Bevormundungen und Paternalismus. Und die Eltern von Schüler:innen standen ihnen in nichts nach: Auch sie kritisierten zunehmend autoritäre Verhältnisse.

Hegemoniale Kämpfe

Und nun kehren diese Auseinandersetzungen wieder. Gehen, so scheint es, in die nächste Runde. Erneut entzündeten sich Konflikte an frisch importierten Begriffen, kommt es also zu dem, wofür der italienische Marxist Antonio Gramsci den Begriff »hegemoniale Kämpfe« geprägt hatte.¹⁵ Obschon nun andere Vokabeln im Zentrum stehen und die Grenzen zwischen den Konfliktparteien etwas weniger leicht zu ziehen sind, erinnern die zeitgenössischen Debatten doch auf frappierende Weise an jene, die in den 1970er Jahren geführt wurden. Auch gegenwärtig kommt es zu beträchtlichen Verwerfungen innerhalb der Politik, der Kultur und der Wissenschaft, wird in den Kommentarspalten überregionaler Tageszeitungen wortreich beklagt, dass die neuen Vokabeln für ein wenig förderliches Reizklima und eine heillose Moralisierung verantwortlich seien.

Es würden freilich nicht allein neue wissenschaftliche Begriffe in die Alltagssprache übernommen, sondern auch längst

etablierte Begriffe auf groteske Weise überdehnt. Sie büßten in der Folge ihre wertvolle Fähigkeit ein, Sachverhalte verlässlich zu identifizieren. Immer häufiger würden – so ist derzeit zu hören – kultivierte Auseinandersetzungen von einer Logik der Diffamierung und einer Rhetorik der Eskalation überlagert. Eine auf Ausgleich und Konfliktlösung zielende Verständigung werde immer schwieriger. Entsprechend besitze auch der öffentlich ausgetragene Dissens, der Habermas noch als ein Garant gesellschaftlichen Fortschritts galt¹⁶, längst Seltenheitswert. Ungleich häufiger komme es zu Konflikten, die von Unversöhnlichkeit und Rechthaberei geprägt seien. Neu ist, dass sich diese Kritik nicht verlässlich politischen Lagern zuordnen lässt: Wurde die Überdehnung und Aufladung von Begriffen in den 1970er Jahren fast ausschließlich von Vertretern beklagt, die sich selbst zum konservativen Lager zählten, so wird dies nun auch von links-liberalen Intellektuellen, von feministischen Autor:innen und gesellschaftskritischen Sozialwissenschaftler:innen moniert.¹⁷

Wie lässt sich nun das Vokabular beschreiben, das die Gemüter so erhitzt? Welche Begriffe werden für die neuerlichen Polarisierungen verantwortlich gemacht? Welche gesellschaftlichen Gruppen treffen dabei aufeinander? Und welche Ziele verfolgen sie? Anders formuliert: Wie lassen sich die entscheidenden Konfliktlinien beschreiben?

Die Begriffe, die im Zentrum der Auseinandersetzung stehen, werden meist unter dem Label »Identitätspolitik« geführt. Viele Termini verweisen auf Debatten, die in den USA bereits seit einigen Jahrzehnten geführt werden und in den letzten Jahren deutlich an Vehemenz zugenommen haben. Hier wurde von Vertreter:innen der *humanities* und von Aktivist:innen die Kritik an den herrschenden Verhältnissen systematisch weiterentwickelt, begrifflich ausdifferenziert und zunehmend radikalisiert. Ohne dass es dabei stets zu einem Schulterschluss zwischen den Gruppen der Betroffenen gekommen wäre – die

Opfer von Rassismus, Sexismus und Klassismus, von Heteronormativität und Homosexuellenfeindlichkeit suchen häufig zunächst Rückhalt in ihren *Communities*, bevor sie sich um Bündnisfragen kümmern –, lässt sich doch behaupten, dass sie gemeinsam dazu beigetragen haben, sprachliche Mittel zu entwickeln, um die eigenen Erfahrungen der Ausgrenzung und Herabwürdigung, der Deklassierung und Diskriminierung artikulieren zu können. Sie alle verfolgen das Ziel, ihre Ohnmachtserfahrungen wie auch die eigene Sprachlosigkeit zu überwinden. Die Begriffe, die sie zu diesem Zweck prägen, tragen noch erkennbar die Spuren der Kämpfe, die sie dabei austrugen. Manche dieser Begriffe sind Neuprägungen. Andere Begriffe hingegen reichen weit zurück, haben neue Konturen erhalten und sind dadurch in das Zentrum der politischen Auseinandersetzungen gerückt. Genau dies trifft auf den Begriff des »Privilegs« zu, um den es auf den Seiten dieses Buches geht.

Zwei unterschiedliche Lesarten

Bevor ich mich auf den Begriff des Privilegs konzentriere und zu zeigen versuche, dass dieser der verfahrenen Debatte um emanzipatorische Identitätspolitik eine neue Wendung geben kann, will ich kurz den politischen Kontext und das semantische Umfeld ausloten, innerhalb dessen er derzeit ein Comeback erlebt.¹⁸

Lange galt der Begriff des Privilegs als etwas verstaubt, wirkte ein wenig aus der Zeit gefallen. Zwar war er seit den späten 1960er Jahren innerhalb der Bildungssoziologie *Terminus technicus*, wurde aber jenseits dieser Spezialdiskurse nur selten verwendet. Zeitdiagnosen kamen lange Zeit ohne ihn aus. Auch von »Klasse« sprach man hierzulande kaum noch. Beide Begriffe erinnerten an einen überkommenen politischen Jargon. Ungleich attraktiver waren soziologische Bestseller,

welche die frohe Botschaft verkündeten, dass die Klassengesellschaft überwunden sei und der »Fahrstuhleffekt« (Ulrich Beck) für eine merkliche Angleichung der Lebensverhältnisse Sorge. Mitte der 1980er Jahre in Umlauf gebracht, suggerierte diese populäre Metapher, dass alle sozialen Gruppen von der Modernisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse profitieren würden. Es schien allenthalben nur noch Gewinner zu geben.¹⁹

Dieser kollektive Selbstbetrug ist nun an sein Ende gekommen. Es wird auch hierzulande wieder von sozialen Klassen gesprochen.²⁰ Und auch Ideologien der Ungleichheit rücken in den Fokus der Aufmerksamkeit: Rassismus und Antisemitismus, Antiziganismus und Muslimfeindlichkeit, Sexismus, Heteronormativität und Homosexuellenfeindlichkeit. Und von Privilegien wird gesprochen. Aber nun auf neue Weise.

Es wird derzeit deshalb so häufig von Privilegien gesprochen, weil sie es erlauben, zweierlei Missstände zu problematisieren. Zunächst lässt sich kaum übersehen, dass die verheißungsvolle Rede von sozialer Mobilität deutlich an Glanz eingebüßt hat. Eine Vielzahl empirischer Studien hat nachgewiesen, dass die soziale Herkunft von den Einrichtungen des Bildungswesens noch immer prämiert wird. Allen Denkschriften und Leitbildern zum Trotz müssen Schulen und Hochschulen auch in den Ländern des Globalen Nordens als wichtige Relaisstationen zeitgenössischer Machtverhältnisse gelten.²¹ Die vermeintlich alten Fragen nach der Produktion und Reproduktion sozialer Ungleichheit haben sich eben nicht erledigt. Sie stellen sich sogar mit neuer Dringlichkeit. Daher wird derzeit erneut über strukturelle Diskriminierung diskutiert, und es steigt die Nachfrage nach Theoriemodellen, welche die Verfestigung sozialer Ungleichheit zu erklären erlauben. Privilegien werden in diesem Zusammenhang primär klassentheoretisch gefasst.

Diese anspruchsvolle Form der Theoriearbeit, die von Vertreter:innen der Bildungssoziologie und der Erziehungswissenschaft betrieben wird, trifft nun auf Stimmen, die darauf

hinweisen, dass sich zeitgenössische Verteilungskämpfe längst nicht mehr allein an der Ungleichverteilung *materieller Ressourcen* entzünden. Vertreter:innen emanzipatorischer Identitätspolitik sprechen sich ebenfalls für Gleichheit aus, treten allerdings dafür ein, diese nicht nur ökonomisch zu fassen, sondern auch die *symbolische Dimension* zu berücksichtigen – mithin die Pluralität von Lebensentwürfen, Geschlechtsidentitäten und Formen des Begehrens zu würdigen. Die Vertreter:innen emanzipatorischer Identitätspolitik nehmen daher andere Akzentuierungen vor und prägen mit Egalität, Diversität und Pluralität auch neue Leitbilder. Sie lenken somit das Augenmerk auf Repräsentation und Anerkennung auch solcher Lebensformen, die von der Mehrheitsgesellschaft abweichen. Für diese Kritik der »Dominanzkultur« (Rommelspacher) ist nun die Unterscheidung in privilegierte und weniger privilegierte Lebensformen zentral.

Damit wird deutlich, was zur erstaunlichen Konjunktur der Rede von Privilegien beigetragen hat. Sie ist maßgeblich dem Umstand geschuldet, dass derzeit zwei Formen kritischer Theoriearbeit aufeinandertreffen – und *beide* dem Begriff des Privilegs einen besonderen Stellenwert beimessen. Beide Theorieprojekte sind zwingend auf ihn angewiesen. Wenn von Privilegien gesprochen wird, kann dies somit auf unterschiedliche Weise geschehen – im Kontext bildungssoziologischer Studien, welche etwa die Wege erforschen, auf denen es gesellschaftlichen Eliten gelingt, Bildungseinrichtungen zu instrumentalisieren.²² Oder im Kontext einer Untersuchung, welche die Ignoranz jener gesellschaftlicher Gruppen erforscht, die weitgehend blind sind für solche Formen der Begünstigung, die sie allein deshalb genießen, weil sie zur Mehrheitsgesellschaft zählen.²³ Wird der Begriff des Privilegs im ersten Fall meist in einem Atemzug mit sozialer Klasse, Kapital und Habitus genannt, ist er im zweiten Fall den Begriffen *White Ignorance*, patriarchale Dividende und Verletzbarkeit benachbart.